

# Der junge Montini: Zwischen Prophetie und Institution

Von *Franco Molinari*

Sobald ein Papst tot ist, bricht die Orgie der Ruhmrederei aus und führt zu einer hagiographischen Einbalsamierung, die der Geschichtswissenschaft keine guten Dienste leistet. Dies ist auch bei Paul VI. geschehen.

Eine andere Entstellung, die sehr leicht und oft vorkommt, besteht darin, daß man einen Einzelaspekt des Pontifikats heraushebt, fixiert und zum Schlüssel für die Deutung der Gesamtpersönlichkeit macht. Aber das Ganze ist nie mit einem Teil identisch, erst recht nicht, wenn man vom Werden absieht, das eine wesentliche Dimension der Geschichte bildet.

Um auf solche abwegige Tendenzen zu reagieren, haben Antonio Fappani und ich ein Buch über das Thema »Der junge Montini« vorbereitet, das von der Geburt bis 1944 der geistigen Entwicklung der Persönlichkeit nachgeht aufgrund zahlreicher persönlicher Zeugnisse und seiner Privatkorrespondenz mit den Freunden und Eltern<sup>1</sup>.

In Richtung dieses Werks suche ich nun unter Verwendung von Briefen an Familienangehörige und ein paar Freunde zu klären, wie der künftige Papst Paul VI. zwischen Institution und Prophetie stand. Dabei werde ich mich vor allem mit seiner Kritik gegenüber der Diplomatie und seinem Kirchenbegriff befassen. Gleichsam als Apéritif zum Thema wollen wir den Humor Montinis kosten.

## *Der Humor eines ernsten Papstes*

Der hinterste Kritiker weiß, daß Paul VI. nicht ein Papst war, der lachte. Die Freunde litten darunter und erblickten darin den Grund dafür, daß er nie so recht volkstümlich wurde. Ich habe an ihn einen Brief gerichtet, der unter dem Titel »Heiligkeit, schenken Sie uns ein Lächeln!« in einem katholischen Wochenblatt erschien und dann in einem aufsehenerregenden Buch<sup>2</sup> von neuem veröffentlicht wurde.

Ich vermochte nicht einzusehen, daß es einem Menschen von großem Glauben, der am 29. Juni 1968 das Credo des Gottesvolkes gebetet hat, so schwer fallen sollte, zu lächeln. Der Psalm 2 sagte mir, daß angesichts der sich gegen ihn erhebenden Völker Gott lacht: »Doch er, der im Himmel thront, lacht; der Herr verspottet sie.« Gott lacht, weil er der Stärkere ist.

Der Glaube macht uns stark und zum Lachen fähig. »Der Humor«, schrieb Du-bois-Dumée, »ist der Sinn für das Relative, der das unerläßliche Gegengewicht bildet gegenüber dem Hang zum Absoluten.« Ein verkrampfter und allzu ernster Papst ist nicht imstande, die Diakonie des Humors zu üben, die in einer Welt der Angst und dramatischer frontaler Zusammenstöße so notwendig ist.

---

<sup>1</sup> A. Fappani/F. Molinari, *Il Giovane Montini* (Marietti, Turin im Druck). Die Briefe Giovanni Battista Montinis an die Familienangehörigen sind von diesen dem Istituto Paolo VI in Brescia übergeben worden.

<sup>2</sup> F. Molinari, *I peccati di papa Giovanni*. Turin 1975.

Es war für mich eine angenehme Überraschung, daß ich dann an einen Montini geriet, der ganz von der Dialektik des Lächelns bewegt war. Besonders bezeichnend hierfür sind die Jugendbriefe an den Freund G. Andrea Trebeschi, der in einem Konzentrationslager sterben sollte<sup>3</sup>.

Der Pfarrer von Ars hat einmal gesagt: »Wenn ich traurig wäre, ginge ich unverzüglich zur Beicht.« Er hatte Recht. Eine gänzlich verzweifelte Seele ist fern von Gott, der die Freude ist. Der bissige Laie Chamfort geht mit dem Heiligen einig, wenn er schreibt: »Ein Tag, an dem man nicht wenigstens einmal gelächelt hat, ist ein verlорner Tag.« Montini verlor nie einen Tag, weil er jeden Brief mit einer Prise manzonischer Gutmütigkeit und Witzigkeit würzte.

Seine Ironie ist oft Selbstironie. Er nimmt ohne Bitterkeit das Etikett »Rauchwieger« (Pedant) an, das ihm die Jungen angehängt haben, weil er sich allzuviel Zeit nimmt, um über den Plan nachzudenken, unter den Soldaten des Ersten Weltkriegs gute Schriften zu verbreiten<sup>4</sup>. Er lacht über diese Bezeichnung, verteidigt sich aber und bemerkt, diese schöne Idee müsse richtig bedacht werden. Auch fügt er eine Reihe von Fragen hinzu, was für den Stil Montinis typisch ist: »Man kauft Bücher. Welche? (. . .) Man schickt sie – an wen? Wer nimmt die Aufgabe auf sich, sie in wahren Apostolatsgeist (darauf kommt es an) zu verbreiten? Für wen? Wen interessiert es, zu lesen, unsere Probleme zu studieren, namentlich dann, wenn man unter den Waffen steht?«

Aber der »Rauchwieger« wird etwas tun, auch wenn die Studentenvereinigung, die sich nach A. Manzoni nennt, schlapp ist und vorzeitig verkalkt zu sein scheint. Die Initiative stößt auf Schwierigkeiten auch deshalb, weil wegen des Militärdienstes G. Andrea Trebeschi, der unermüdliche Animator des katholischen Vereinswesens, von Brescia fern ist, und bekanntlich gilt: »Ist die Katze fort, so tanzen die Mäuse.« In einem Wortspiel in der Mundart von Brescia schreibt deshalb Montini an den Freund witzig: »Sind die G.A.T. (diese Abkürzung für Gian Andrea Trebeschi liest sich wie »gatti« = Katzen) fort, so tanzen die Mäuse.«<sup>5</sup>

Der künftige Papst hat mit der Schwäche seiner Gesundheit zu kämpfen, spielt sich aber nie als Opfer auf, sondern macht scherzende Bemerkungen selbst über schwere Attacken, die ihn zwingen, die Schule aufzugeben und privat weiterzustudieren. Im Januar 1917 schreibt er an Trebeschi in die Kaserne: »Ich habe Arrest. Strenge Haft, mein Lieber. Und was soll ich tun? Ich habe mein Studium unterbrochen und warte.«<sup>6</sup>

Ein anderes Mal nennt er eine leichte momentane Unpäßlichkeit in spaßhafter Anspielung an die sowjetische Revolution »Eingeweidebolschewismus«<sup>7</sup>.

Der Humor des jungen Montini ist mitunter ausgeprägt antifaschistisch; die Studentenzeitung »Fionda«, an der er mitarbeitet, übergießt die »fiaschi di compatimento« (»erbärmlichen Flaschen«), wie sie die »fasci di combattimento« (Kampfbünde) nennt,

<sup>3</sup> Cesare Trebeschi (Hrsg.), G. Battista Montini, Lettere a un giovane amico; carteggio di G. Battista Montini con Andrea Trebeschi (1914–1923). Brescia 1978.

<sup>4</sup> Ebd., S. 46–47.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd., S. 44.

<sup>7</sup> Ebd., S. 112 (der Brief ist vom 18. Juni 1919).

mit Hohn und Spott und hat nur bittere Ironie übrig für die, die sie als »obszöne alkoholische Auswüchse des italienischen Volkes« bezeichnet<sup>8</sup>.

Diese wenigen angeführten Fälle genügen, um zu zeigen, daß Montini diese höchste Geisteskraft, das Lächeln, besitzt. Eine Kraft, die auch ein Intelligenztest ist, weil sie in der Fähigkeit besteht, Relatives nicht zu etwas Absolutem zu machen, sondern allem gegenüber die richtige Distanz zu wahren.

### *Zwischen Diplomatie und Evangelium*

In seinen jungen Tagen zu Brescia verkehrt Giovanni Battista Montini gern und häufig im Kreis der geistlichen Söhne von Philipp Neri und freundet sich an mit P. Carezana, P. Bevilacqua, P. Manziana (heute Bischof von Crema). Er ist ganz vertraut mit dem Gedanken, den der hl. Philipp am Abend jeweils zu wiederholen pflegte: »Herr, ich danke Dir, daß heute die Dinge nicht so gelaufen sind, wie ich wollte, sondern wie Du wolltest.«

Der Lebenslauf des künftigen Papstes gehorcht diesem Gesetz der Umkehrung. Montini hat in seinem Leben immer das Gegenteil von dem gehabt, was er erwartete.

Durch und durch Brescianer hat er den glühenden Wunsch, im Heimatbistum als Priester tätig zu sein. Statt dessen kommt er immer mehr von ihm weg, bis zuletzt die Welt zu seiner Diözese wird.

Der antifaschistische Bischof Mgr. Gaggia weihet ihn 1920 zum Priester und schickt ihn nach Rom, wo er sich gleichzeitig an der Gregoriana für die scholastische und an der Staatsuniversität für die allgemeine Philosophie immatrikuliert. Er fühlt sich gedrängt, seine intellektuelle Berufung zu vertiefen, muß aber auch auf seine kulturellen Neigungen verzichten, um sich der bürokratischen Arbeit im Staatssekretariat zu widmen.

Eine weitere mächtige Neigung ist die zum Jugendapostolat, dem er sich schon in seinen Jugendjahren mit viel Erfolg hingeeben hat (Marianische Kongregation, Vinzenzkonferenz, Katholische Aktion). Aber auch dieses geliebte Arbeitsfeld muß er 1933 aufgeben, denn er wird zu Demissionen gezwungen, die fast einer Absetzung gleichkommen.

In diesem Hindernislauf in der beständigen, freudigen Erfüllung des Willens Gottes läßt sich der junge Montini zu einem lebendigen Gehorsam inspirieren – nicht im Stil der »Oboedientia et Pax« Johannes' XXIII., sondern er setzt den Gehorsam auf persönliche, oft dramatische, doch nicht ängstliche Weise ins Leben um, was sich in das Motto fassen ließe: »Oboedientia et Libertas«.

Während seines einjährigen Aufenthaltes im Lombardischen Seminar von Rom (1920–1921) findet Don Montini kaum Zeit, die Freuden des Studiums an den beiden römischen Universitäten zu genießen.

Im Jahr darauf wird er an die *Pontificia Accademia dei Nobili Ecclesiastici*, die Diplomatenschule des Heiligen Stuhls, beordert. Dieser Auftrag entsprach dem persönli-

<sup>8</sup> Zu der Studentenzeitung, die zwischen 1918 und 1926 herauskam und vom Faschismus abgewürgt wurde, vgl. den Sammelband, *Brescia cattolica contro il fascismo*. Brescia 1978, S. 223–247; A. Fappani, *Cattolici nella Resistenza bresciana*. Rom 1974; M. Faini, *La marcia su Brescia*. Brescia 1974.

chen Willen des Kardinals Gasparri, der vom brescianischen Abgeordneten Longinotti, einem Freund Montinis, darum ersucht worden war. Und so öffnet sich für ihn im Herbst 1921 die Karriere, die aus Montini den Inbegriff eines Diplomaten machen wird. Welche Gefühle ihn dabei erfüllten – Sinn für Gehorsam und Freiheit, übernatürliche Einsatzbereitschaft und Losschälung – ist den Briefen an seine Angehörigen zu entnehmen.

Die Diplomatie ist ihm zuwider, weil sie ihm im Gegensatz zum Evangelium zu stehen scheint und zudem ihm nicht erlaubt, seiner intellektuellen Berufung zu folgen und als Jugendseelsorger zu wirken. Auch die neuen Studien behagen ihm nicht: diese römischen Kalküle, die ausgedacht worden sind, um geistliche Zusammenhänge zu ermessen, diese unbeständigen Konvenienzmaße, die den ewigen Dingen so ganz und gar nicht angemessen sind, passen nicht zu seinem Herzen, das für die tiefsten Probleme des Menschen offen ist.

Am 21. Januar 1923 schreibt er z. B. von Rom an seine Familienangehörigen über die diplomatischen Studien in der Akademie: »Der ganze Kurs bringt mich auf als eine Parodie auf ernste Dinge zur Selbsttäuschung; glücklicherweise ist er nicht langweilig, da ich ihn nicht frequentiere, wenn ich es satt bin, Zeit zu verlieren.« Auf seine unsichere Lage anspielend und in Erwartung von Weisungen der Obern fügt er noch hinzu: »Von oben nichts mehr. Dies ist übrigens, christlich verstanden, die Funktion der Instrumente, die bloß dann arbeiten, wenn man sie braucht, und sich zum Instrument zu machen ist für den, der um die Würde des hierarchischen Wirkens und des göttlichen Wirkens weiß, das Ganzopfer. Gott gebe mir die Kraft dazu!«<sup>9</sup>

Diese übernatürliche Sicht der Dinge war es, die ihn über den Namen »Accademia dei Nobili« scherzen und immer wieder sagen ließ: »Ich bin Don Battista, und damit basta!«

Der Gehorsam, der ihn zwingt, sich vom Bistum, den Studien, dem Jugendapostolat zu trennen, bringt ihn in eine gewisse Ratlosigkeit und Vorläufigkeit. Er weiß nicht, ob er in Rom bleiben oder nach Warschau oder an eine andere Nuntiatur versetzt werden wird.

Wenige Tage darauf erhält er von Msgr. Pizzardo, seinem Obern, strikte Weisungen. Er schreibt am 24. Januar 1923 an seinen Vater: »Du wirst von dieser Nachricht Gebrauch machen, wie Du willst, nur darf sie auf keinen Fall aus unserem Haus dringen: Ich war bei Msgr. Pizzardo, der zu mir in verblüffender Einfachheit sagte, ich solle weder an das Bistum noch an neue Studien denken, sondern mich zur Abreise bereithalten. Er schlug Polen oder Paris vor und vielleicht Ungarn, ohne jedes Amt außer dem Auftrag, zu beobachten, wie eine Nuntiatur funktioniert. Da kannst Dir meine Einwände und meinen Widerstand denken. Ich glaube, daß die Sache ganz leicht in Rauch aufgehen wird. Auf jeden Fall hoffe ich, nur etwa sechs Monate für etwas Praxis zu bleiben, dann werden wir sehen. Deshalb erscheint es mir vorläufig unnütz, Mutter zu erschrecken. Aber um Himmels willen, niemand darf davon wissen!«<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> G. B. Montini, an die Angehörigen, Roma 21. Januar 1923, im Archivio Montini, Brescia (jetzt dem Istituto Paolo VI, Brescia, übergeben).

<sup>10</sup> G. B. Montini an Giorgio Montini, Rom, 24. Januar 1923, ebd.

Für das Unbehagen und die Unzufriedenheit liegen verschiedene Gründe vor: das Fernsein von Brescia und den Familienangehörigen, die Unmöglichkeit, sich der persönlichen Überlegung und der Vertiefung der Bildung zu widmen, prekäre Gesundheit mit regelmäßigen Anfällen von Grippe und anderen Krankheiten. Doch das größte Hindernis, das für ihn zu überwinden ist, scheint die Schwierigkeit zu sein, das Evangelium in der Diplomatensprache zu konjugieren. Dies sagt er im Brief an die Familienangehörigen vom 4. Dezember 1921. Nach einigen scherzhaften und ironischen Bemerkungen über seine »majestätische Wichtigkeit« und sein Unbehagen darüber, daß er ganze Stunden verliert mit Knöpfe-Annähen (»Denn wohlverstanden: für einen Diplomaten ist das Zugeknöpftsein eine entscheidende Voraussetzung für seine Karriere«) tritt er auf die Sache selbst ein und sagt klar, welches für ihn die Hauptschwierigkeit ist:

»Wenn ich nach fünfzehntägiger Erfahrung an mich selbst denke, fühle ich mich dieses Weges noch nicht sicher, der allzuvielen Tugenden und allzugroße Leistungen christlicher Mannhaftigkeit verlangt, damit man seiner Aufgabe gewachsen ist. Das Evangelium in dieser Sprache zu interpretieren ist möglich und muß möglich sein, aber es ist schwierig, so schwierig! Eine unbeugsame Standhaftigkeit im Leben, indem man den verwickeltesten Gedanken denkt: die Entwicklung der Menschheit auf Christus zu; ein Stolz und morbide, doch echte, doch überlegene, meiner subtilen und flatterhaften Eitelkeit unmögliche Demut; eine Sicherheit im Warten, Arbeiten, Urteilen; eine innere Frömmigkeit, die nicht ihren Impulsen und nicht den endlosen Zerstreuungen von außen nachgibt; eine Geistesabtötung, die das Übermaß der äußeren Behaglichkeiten ausgleicht; kurz, eine Überlegenheit, die mir absolut und von Grund auf fehlt – dies wären die notwendigen Begabungen, um diesem Programm vertrauensvoll nachzuleben und am Schluß nicht mit leeren Händen dazustehen. Je ferner man der äußeren Form des Evangeliums steht, desto notwendiger ist die Praxis des Geistes. Doch wenn die praktische Verwirklichung der Paradoxe der christlichen Tugenden schon an und für sich schwierig ist, so wird es beinahe unmöglich, sie mit Mitteln zu praktizieren, die ihnen von Grund auf widersprechen. Doch ist, was den Menschen unmöglich ist, bei Gott möglich, und hier hat man das Gefühl, den Herzschlag der Kirche verspüren zu können, die von Gott her lebt. Doch wie viel glücklicher sind die Menschen, für die die Kirche das Volk, namenlose, gläubige Menge ist, als die, die sie in ihrem bürokratischen und juristischen Aspekt kennen und ihr darin dienen!«<sup>11</sup>

Diesen Briefausschnitt kann man als das Evangelium des künftigen Diplomaten bezeichnen, der in seine vertrauliche Mitteilung drei Grundgedanken bringt: die Forderung, die Diplomatie am Maßstab des Evangeliums auf ihre Wahrheit hin zu prüfen; das radikale Wissen um das eigene Unvermögen; die Identifikation des Begriffs Kirche: diese hat ihr Herz zu Rom, doch »wie viel glücklicher sind die Menschen, für die die Kirche das Volk, die namenlose gläubige Menge ist!«

Man denkt unwillkürlich an einen anderen kirchlichen Diplomaten von ganz anderem Temperament, der aber den gleichen Glaubensgeist hat und sein schwieriges Metier ebenfalls vom Evangelium her sieht: Roncalli. Dieser sagte wiederholt, das Vorbild des Diplomaten sei der hl. Josef in seinem Schweigen, seiner Zurückgezogenheit,

<sup>11</sup> An die Angehörigen, Rom, 4. Dezember 1921, ebd.

seiner Demut. So schreibt er z. B. am 6. April 1947 von Paris aus an seinen Bruder Giuseppe: »Ich habe es nie erlebt, daß der hl. Josef für meine Bitten taub war. Wenn man genau hinsieht, ist mein Leben ein wenig dem seinigen gleich. Unter diesen Schriftgelehrten und Pharisäern – wie Du sie nennst – habe ich die Aufgabe, den Herrn darzustellen und zu schützen, nicht wahr?«<sup>12</sup>

Das Diplomatennoviziat Montinis trifft zeitlich mit dem Tod des Papstes Benedikt XV. zusammen, der den Krieg als ein »sinnloses Gemetzel« bezeichnet hatte, und mit dem Amtsantritt Pius' XI. Dieses doppelte Ereignis bietet ihm Gelegenheit, seine Sicht der Kirche als volksnaher Institution, des Papstes als einer für Christus transparenten Gestalt zu bekräftigen und gegenüber dem triumphalistischen Gepränge liebenswürdig Vorbehalte zu äußern. Mit einer wahrscheinlich ironischen Einleitung und einem mystischen Finale kündigt er seinen Angehörigen die Agonie des Papstes an: »Ich kehre gerade von St. Peter zurück, denn man geht auch in den Petersdom um zu beten, wenn das Beten gigantisch wie die Tempelmauern zu werden scheint. Im Vatikan herrscht ein Schweigen, das auf die letzten Herzschläge des Papstes lauscht. Die Glocken Roms wehklagen, während jede Kirche betet; wacht Petrus, während Simon schläft?«<sup>13</sup>

Zwei Tage später erklärt er, er gehe den Leichnam des Papstes erst dann aufsuchen, wenn das Volk hingehen werde: »Ich bin noch nicht den Leichnam anschauen gegangen, weil jetzt die Großen, die Neugierigen hingehen; ich möchte die Stunde abwarten, in der das Volk hingehen wird, falls es hingehen wird.«

Dann kommentiert der Brief das Drama des Todes im Licht des Ostermysteriums: »Wie majestätisch und furchtbar ist der Tod eines Papstes! Diese Person, die eine ewige Menschheit verkörpert und sich verzehrt auflöst, läßt das Bild der Strafe ins Riesenhafte wachsen und gibt den lichterlosen, trostlosen Karfreitag wieder. Der Papst stirbt – und man hat den Eindruck, die ganze Menschheit erlebe ihre Agonie. Er stirbt, und beim Einsturz eines ganzen Regierungsgebäudes wartet man auf einen anderen mit einer Eile, die keinen Verzug duldet, weil die Auferstehung, die auch auf die uns zugekehrte Seite der Leinwand der menschlichen Schicksale projiziert wird, unverzüglich Revanche zu nehmen hat.«<sup>14</sup>

Aufschlußreich ist auch ein Brief an seine Mutter, worin er den künftigen Papst als evangelischen Papst bezeichnet.

Es ist der 5. Februar 1922, und eine Menge von schätzungsweise hunderttausend Personen wartet auf den weißen Rauch. Montini hat das bekommen, was er eine »Anstandsvisite« nennt: eine schlimme Erkältung, und hat Zimmerarrest, aus dem er an seine Mutter schreibt: »Beten wir einstweilen! Die Kirche steht im Begriff, sich in einem Menschen zu personifizieren, der nach zwanzig Jahrhunderten nicht nur die machtvolle Gestalt Christi reproduzieren soll, sondern auch seine friedliche, heilige und arme evangelische Physiognomie. Beten wir, damit wir einen Christus verdienen können, der Jesus sehr ähnlich ist; er sollte auch deswegen von der Welt gekreuzigt werden, die haßt, was nicht zu ihr gehört.«<sup>15</sup>

<sup>12</sup> L. F. Capovilla (Hrsg.), *Giovanni XXIII, Lettere ai familiari*, Bd. II. Rom 1968, S. 91–92.

<sup>13</sup> An die Angehörigen, Rom, 20. Januar 1922, ebd.

<sup>14</sup> An die Angehörigen, Rom, 22. Januar 1922, ebd.

<sup>15</sup> An Giuditta Montini, Rom, 5. Februar 1922, ebd.

Der kräftige Hinweis auf das Evangelium und eine machtvolle Christozentrik bilden das moralische Antlitz des jungen Diplomaten, der jedoch nicht einem spiritualistischen Radikalismus oder einer proletarischen Polemik dessen verfällt, der die Kirche der Katakomben zu der Kirche mit triumphalistischem Gepränge in Gegensatz stellt.

Auch er deutet diese beiden Komponenten der Wirklichkeit Kirche an, ohne sie jedoch einander entgegenzusetzen. Er schreibt am 14. Mai 1923 an seine Angehörigen: »Den gestrigen Tag verbrachte ich mit Carlino (Manziana) in den Domitillakatakomben zwischen der Via Appia und der Via Ardeatina, wo wir das Fest der heiligen Nereus und Achilleus feierten. Gegen Abend ging ich nach St. Peter zur Seligsprechung Bellarmins. Der Kontrast zwischen der Katakombe und dem Dom, wie heftig er auch äußerlich in Erscheinung treten mag, schließt eine einzige Seele im Innern, einen einzigen Blutstrom ein – aus den Wurzeln der Martyrerbegräbnisstätte, aus der Tradition der gläubigen Jahrhunderte aufsteigend und sich wandelnd, aufblühend und sich verzweigend wie das Senfkorn, das dann als Pflanze zur Zufluchtsstätte für die Vögel des Himmels wird. Doch während die Wurzeln selbstverständlich notwendig sind, damit die Zeugungsvitalität sich auswirken kann, ist jeder Pomp und jede Größe an und für sich viel eher gefährlich als heilsam.«<sup>16</sup>

Aus diesem und aus weiteren Briefen an die Angehörigen hört man den Tonfall Rosminis und seiner Schrift »Die fünf Wunden am Leib der Kirche« heraus, die der junge Montini gelesen hatte auf den Rat von Luigi Bazoli hin, der im Verein mit Giorgio Montini einer der Pfeiler der katholischen Bewegung zu Brescia war.

Von Rosmini angeregt wünscht er eine Kirche, die von den Mächtigen frei und dem Volke nahe, demokratischer und gemeinschaftlicher, weniger mit Ritualismus beladen und reicher an innerem Gebet ist.



Die Geschichte der Kirche ist eine Straße, die von vielen ungehorsamen Propheten und vielen willfährigen Knechten gezeichnet ist. Die ungehorsamen Propheten sind Rebellen und tragen nicht zum Wachstum der Gemeinschaft bei, sondern geben fast immer zu schmerzlichen Spaltungen Anlaß, auch wenn diese Risse nie nur einer Seite anzulasten sind: »non sine utriusque partis causa«, hat das Konzil erklärt, und Paul VI. hat in bezug auf die Trennung gesagt, er sei bereit, demütig um Verzeihung zu bitten<sup>17</sup>.

Den willfährigen Knechten hingegen fehlt es, wie dem älteren Sohn im Gleichnis vom verlorenen Sohn, an Freiheit und Liebe. Sie machen die Familie zu einem leblosen Friedhof.

Die gehorsamen Propheten hingegen sind weder Rebellen noch Sklaven, sondern Söhne der Freiheit und Liebe, und es gelingt ihnen mit der Kraft des lebendigen Got-

<sup>16</sup> An die Angehörigen, Rom, 14. Mai 1923, ebd.

<sup>17</sup> In der programmatischen Rede vom 2. September 1963, womit er die Zweite Konzilssession eröffnete, erklärte Paul VI.: »Wenn für diese Trennung irgendeine Schuld uns zuzurechnen ist, so bitten wir Gott demütig um Vergebung und wir bitten auch die Brüder um Verzeihung, die sich von uns beleidigt fühlen.«

tes, die auseinandergerissenen Glieder wieder zusammenzufügen und die dialektische Einheit der Gegensätze zu schaffen, indem sie immer zu der Liebe tendieren, die das Gleichgewicht findet zwischen Spontaneität und Gesetz, zwischen Evangelium und kirchlichem Gesetzbuch, zwischen Freiheit und Autorität, zwischen Geist und Dekreten.

Dank solcher ganzheitlicher und ausgewogener Menschen wird die Kirche Roms zur Vorsitzenden in der Liebe und nicht nur zu einem Verwaltungsrat von General Motors.

Mit seiner Psyche eines gequälten Menschen von heute hat Montini diese Funktion erfüllt und von Jugend auf dieses Charisma eines gehorsamen Propheten an den Tag gelegt. Ein Schwierigkeit bereitendes Charisma, das ihn zum Zeugen für Golgota machte, wie Iemolo ihn treffend gekennzeichnet hat<sup>18</sup>.

Seine anscheinend steile »Karriere« war in beständige hochgemute Kämpfe engagiert auch infolge seiner persönlichen Entscheidungen: der mit Widerstreben geleistete Eintritt in die Diplomatie, die auf sich genommene antifaschistische Einstellung, die klaren, ausdrücklichen Vorbehalte gegenüber der Konkordatspolitik, die entscheidende Absetzung als Generalassistent der katholischen Studentenvereinigung.

Iemolo sagt: »Paul VI. war von Jugend auf ein vorbildlicher Priester; seine Berufung war es, junge Studenten zu bilden, eine starke katholische Intelligenzija zu bilden. Er richtete sich aber immer nach den Weisungen der Vorgesetzten, nahm weniger Engagementsaufgaben auf sich, trat in das Staatssekretariat ein, worin er sich aufs beste bewährte, war Mitarbeiter zweier Päpste, denen er nicht bloß diente, sondern die er tief liebte.«

In fast allen Knotenpunkten seines Lebens lebt der junge Montini in der scharfen prophetischen Spannung zwischen Evangelium und Institution. Wenn die Spannung nie zu einem Bruch wird, so deshalb, weil er eine solide, pränante Demut hat, was auch tiefen Respekt vor dem anderen besagt. In der Demut liegt die Erklärung für diesen gehorsamen und intransigenten, starken und sanften Kontestator.

Zum Schluß gebe ich noch einmal Iemolo das Wort: »Als Papst wollte er der Papst der Demut sein, derjenige, der die Versäumnisse und Unzulänglichkeiten des Wirkens der Kirche im langen Lauf ihrer Geschichte zugibt, und gleichzeitig der wackere Verteidiger des Wesenskerns ihres Dogmas, auch auf die Gefahr hin, daß die ökumenische Bewegung sich verlangsamte, aber der Nachfolger des Petrus kann nicht bloß der Erste unter den Bischöfen sein. Nein zur Ehescheidung, nein zur Abtreibung, doch stets ein Mann des Friedens. Wenn die Katholiken sich in einer ihnen feindlichen Welt befinden, dürfen sie nicht nachgeben, sondern müssen sie stark bleiben und sich an ihre Pflicht halten. So zu handeln wie alle anderen mindert die Sünde nicht. Doch darf man über den Gegner nicht den Stab brechen.«

---

<sup>18</sup> A. C. Iemolo, *Il testimone del Golgota*. In: »La Stampa« 8. August 1978.